

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

38 (14.2.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 12

Person und Gattung.

Sonach besteht das vernünftige Leben darin, daß die Person in der Gattung sich vergesse, ihr Leben an das Leben des Ganzen setze und es ihm aufopere; das vernunftlose hingegen darin, daß die Person nichts denke, denn sich selber, nichts liebe, denn sich selber und in Beziehung auf sich selber, und ihr ganzes Leben lediglich an ihr eigenes persönliches Wohlfühlen setze; und falls das, was vernünftig ist, zugleich gut, und daß vernunftwidrig ist, zugleich schlecht sein dürfte, — so gibt es nur eine Tugend, die — sich selber als Person zu vergessen, und nur Ein Raster, das — an sich selbst zu denken. J. G. Fichte.

Heimatlose Besellen.

Novelle. Uebersetzung von Heinrich Geffe. (Nachdr. verb.)

Matt und müde sank der Handwerksbursche in das Gras des Chauffeegrabens.

Wie schon so oft, marschierte er auch jetzt wieder seit zwei Tagen zuck- und ziellos aufs Geratewohl — unter den jengenden Strahlen der Augustsonne. In einer Korn- und Strohdrome verbrachte er die Nächte, um beim Morgenrauen sein unftetes Bagabundenleben wieder aufzunehmen. Sobald sie nur sein verwildertes Aussehen, seinen struppigen Bart und die zerfetzten Kleider auf der Schwelle des Hauses erblickten, riefen die Frauen auch schon ihre kleinen Kinder zusammen. Wenn er, zu allen Arbeiten genau bereit, auf einem Bauernhofe um Arbeit bat, fuhr man ihn grob an und drohte, ihn mit den Kettenhunden vom Hofe zu hegen, wenn er sich nicht schleunigst aus dem Staube mache. Und den Kopf noch ein wenig tiefer gesenkt und den Knüttel noch schleppender, schlich er dann traurig hinweg. Aber wenn er nach einigen Schritten sicher war, daß ihn niemand mehr sah, wachte er mit dem Rücken der mageren Hand eine dicke Kräne fort, die über seine hervorragenden Backenknochen hinabrollte.

In dieser Stunde jedoch überkam ihn eine rebellische Stimmung — jene wilde, rebellische Stimmung, die ein ausgehungertes Magen mit sich bringt und die das Blut zur Empörung aufpeitscht — unwillkürlich stieß er trotzige abgerissene Worte hervor:

„Nein, es ist nicht gerecht, nicht gerecht... Ich war ehrlich und meinte es gut, zu gut... Jene geldgierige Hyäne aber, jener Geldsack, der verfluchte, verfluchte... der mich an den Bettelstab und ins Zuchthaus gebracht... unschuldig... unschuldig, der Verfluchte...“

Und er hob seinen Knüttel auf, und heftig auf die Erde schlagend, zückte er einen wilden Fluch zwischen den Zähnen hervor. Doch was war das? ... Etwas Glänzendes sprang vom Boden auf und fiel in hellem Klang zurück...

Er stand auf und rührte mit dem Stod in dem Staube herum:

„Ah — da habe ich Glück!“

Und er wandte ein Goldstück in seinen Fingern hin und her, das er soeben aufgehoben... Er warf es auf den Boden und merkte auf den Klang — er wagte noch nicht, an den Fund zu glauben.

„Ein Zwanzigmarkstück! ... Ein wirkliches, echtes! ... Wie lange habe ich keins mehr in der Hand gehabt! Ah... endlich einmal nach Herzenslust essen, nach Herzenslust trinken! Und in einem Bett schlafen! ... Wenn ich unterwegs noch ein bißchen arbeite, komme ich bequem bis zur Stadt — da will ich mir schon weiter helfen...“

Doch er dachte nach:

„Dieses Geld — gehört nicht mir. Wie, wenn mich jemand gesehen hätte...“

Und ein wenig ängstlich blickte er sich nach allen Seiten

um... Niemand. Er war allein, mutterfeilenallein auf der Landstraße...

Aber da... fern zur Rechten über dem wogenden Golde der Kornfelder glaubte er am Horizont ein Dörschen zu entdecken. Er gewahrte eben noch den spitzen Kirchturm und die Strohdächer, die verstohlen herüberlugten... Und hier und da eine Mehre abschlagend, die ihn streifte, wanderte er auf einem schmalen Fußweg lustig querfeldein.

Vor der Dorfschenke blieb er stehen: „Morgen zusammen!“

Die Wirtin aber schlug das Tor zu und fragte: „Was willst du?“

„Ich möchte etwas essen.“

„Wir haben keine Reste übrig behalten. Schere dich nur fort...“

„D... ich bettle nicht!“ Und ihr mit den Augen einen Wink gebend: „Ich bezahle!“

Damit warf er das Goldstück in die Luft und fing es geschickt mit der Hand wieder auf.

Erstaunt darüber, in den Fingern eines Bagabunden Gold glänzen zu sehen, rief die Bäuerin ihren Mann. Dieser warf einen mißtrauischen Blick auf den Fremdling und das Geldstück und fragte schließlich:

„Wo habt Ihr es her?“

„Was ist Euch denn daran gelegen, wenn ich bezahle?“

„Nun... ja... ich... ich verkaufe Euch nichts zu essen!“

Der Landstreicher stand einige Sekunden lang bestürzt da. Dann aber steckte er das Geldstück in die Tasche, zuckte die Achseln und ging fort.

Der Wirt und seine Frau folgten ihm mit den Augen. „Der hat sicher etwas ausgefreffen. Wenn man die Polizei benachrichtigt?“

In diesem Augenblick trat ein neuer Gast ein. Man erzählte ihm das Abenteuer und log noch hinzu:

„Ein Bagabund von ganz verwegenum Aussehen wollte mit einem Zwanzigmarkstück bezahlen... Das geht nicht mit rechten Dingen zu... Er ließ auch noch andere in der Tasche klumpern. Diese Pennbrüder — weiß man denn jemals, woher sie kommen, wohin sie gehen? ...“

Fünf Minuten später tauchte es bereits das ganze Dorf. Ihm feindselige Blicke zuwerfend, folgte ihm die Straßenjugend in einiger Entfernung, und während er sich mit müden Schritten vorwärts schleppte, mußte er sich ahnungslos wundern über die Gesichter, die ihn so frech anguckten.

Sonst würde er sofort Verdacht geschöpft haben. Doch heute, wo er Geld besaß, kümmerte er sich nicht weiter darum.

Im Bäckerladen legte die Bäckerfrau gerade Brote in einer Reihe auf die Theke — schöne große Schwarzbrote mit knuspriger rotbrauner Kruste.

„Guten Tag — ich möchte ein kleines Brot!“

„Geh nur Eure Wege!“

„Dho...! Man ist nicht gerade liebenswürdig — in Eurer Gegend. Nicht weil ich keine schönen Kleider an habe, strecke ich die Hand aus — hier, macht Euch bezahlt!“

Und stolz warf er sein Goldstück auf die Theke.

„Eure Wege sollt Ihr gehen, sage ich Euch!“

Die Hand nach seinem Goldstück ausstreckend, blieb er betroffen stehen.

„Ah — Ihr wollt es nicht?... Ihr, Ihr... So ein dummes Weibsbild!“ murmelte er und ging hinaus.

Beim Krämer, beim Metzger, bei einem zweiten Bäcker — überall die gleiche Antwort.

„Weshalb nur will mir niemand etwas verkaufen“, fragte er sich, „wo ich doch Draht zum Bezahlen habe? Aber... sollte mein Geld vielleicht nicht echt sein...?“

Er wagte nicht mehr, es aus der Tasche zu nehmen — so klein es war, warm von der Berührung, blinkend und hart, drückte und befühlte er es zwischen den Körnern der

Ihre eigenen Familienmitglieder über den Sozialismus aufzuklären und ihre Frauen der Partei zuzuführen.

Kleine Nachrichten.

Die Frauen im Erwerbsleben Englands. Nach der jüngsten Veruzszählung sind in England und Wales 4 830 734 Frauen über 17 Jahre in der Industrie und den übrigen Erwerbszweigen tätig. Davon waren 2 895 489 Unverehelichte, 1 524 234 Ehefrauen und 411 011 Witwen. Die Zählung ergab nur 28 Berufe, in denen es noch gar keine Frauenarbeit gibt, allerdings auch nur ganz wenige, die ausschließlich im Werte der Frauen sind. Interessant ist, daß die Zahl der einen eigenen Ladenhandel betreibenden Männer — 54 000 — von jener der Frauen — 50 000 — fast erreicht wird. In manchen Gewerbe zweigen finden wir die Frauen in der Ueberzahl, z. B. 127 000 Schneiderinnen gegen 122 000 Schneider und 665 000 Sutmacherinnen gegen 984 Sutmacher. Im Dienste der Regierung zählte man 31 500 Beamtinnen, bei den Gemeinden 19 400. In England und Wales sind gegenwärtig 477 Werkzinnen tätig.

Kindarbeit in England. In einer auf Grund offizieller Schätzungen vorgenommenen Zusammenstellung teilt „The new Statesman“ (17. Januar) mit, daß im Jahre 1913 577 321 Kinder unter 14 Jahren in Großbetrieben gegen Lohn arbeiteten. Davon waren etwa 60 000 Kinder von 13 Jahren, die während der ganzen gesetzlich zugelassenen Arbeitszeit, also bis zu 10 1/2 Stunden an fünf Wochentagen beschäftigt werden. Die Zahl der Halb-timer (Halbzeiter), das sind Kinder im Alter von 12—14 Jahren, die den halben Tag über in Fabriken arbeiten und während der anderen Hälfte des Tages die Schule besuchen (eine Woche geht das Kind morgens in die Fabrik und nachmittags zur Schule, in der folgenden morgens zur Schule und nachmittags zur Fabrik), wird auf 34 535 geschätzt; in Minen arbeiteten 4824 Kinder der gleichen Altersstufe; 164 590 im Alter von 12—14 oder in Irland von 11—14 waren von der Schulpflicht befreit und arbeiteten in verschiedenen Betrieben. Mindestens 304 000 Kinder besuchten regelmäßig die Schule und leisteten nach der Schule noch Erwerbsarbeit!

Die Kinderarbeit in England ist also noch immer erschreckend groß. Die Schutzgesetzgebung bleibt unwirksam, da die einschränkenden Bestimmungen nicht streng durchgeführt werden. „The new Statesman“ glaubt, daß nur durch die Unterstellung der ganzen Frage unter die Erziehungsbehörde diese Zustände gebessert werden können.

Frauenervolge in der australischen Gesetzgebung. Am 5. November vor. Js. hat die gesetzgebende Versammlung von Victoria in dritter Lesung beschlossen, das Schulalter bis zum vollendeten 18. Lebensjahre auszudehnen. „Aus triffragii“ berichtet über die interessante Debatte, in der ein Redner als den besten Schutz der Frauen eine Verbesserung der sittlichen Erziehung der Knaben bezeichnete. Zweifellos würde eine gleich hohe Stufe der Sittlichkeit bei Mann und Weib eine sittliche und körperliche Wiedergeburt der Rasse herbeiführen. Einer der wichtigsten Schritte in dieser Richtung sei aber die Erhöhung des Schulalters. Das neue Gesetz ist ein schöner Erfolg der Frauen von Victoria, die seit 1908 das aktive Wahlrecht und dadurch einen gewissen Anteil an der Gesetzgebung besitzen. Wie segensreich die Teilnahme der Frauen an Gesetzgebung und Verwaltung auf die Kindererziehung wirken kann, beweist ein Bericht von Mrs. Hodge in derselben Zeitschrift. In Australien betrug die Kindersterblichkeit vor Verleihung des Frauenwahlrechts 13 Prozent und ist seither auf 7 Prozent gesunken. Queensland hat trotz seines überaus heißen subtropischen Klimas die niedrigste Kindersterblichkeit in Australien und Neuseeland die niedrigste Ziffer der ganzen Welt. Daß das Sinken der Kindersterblichkeit nicht rein zufällig oder durch andere Umstände beeinflusst neben der Erroberung der politischen Rechte durch die Frauen einherläuft, zeigt ein Blick auf die unter dem Einfluß der Frauen geschaffenen Gesehe. Die Fürsorge für die werdenden und die jungen Mütter, namentlich die hohen Mutterchaftsrenten, die gesetzlich gesicherten guten Löhne und Arbeitsbedingungen für Arbeiterinnen, die Milchankalten, die Maßnahmen gegen Nahrungsmittelfälschungen, der vorzügliche Unterricht in der Kinderpflege in den letzten Jahrgängen der Mädchen Schulen und die Kinderfürsorge durch staatliche Kinderärztinnen bilden ein vorzügliches System zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit und Hebung der Volksgesundheit.

Sozialistische Erziehung im Hause. Von Käthe Duncker. Heft 7 der sozialdemokratischen Frauen-Bibliothek erschien soeben. Zur Orientierung seien hier einige Kapitelüberschriften wiedergegeben: Was ist und was kann die Erziehung? — Das Ziel der sozialistischen Erziehung. — Körperliche Erziehung. — Ueber die Behandlung des Geschlechtlichen in der Erziehung. — Intellektuelle Erziehung. — Moralische Erziehung. Der Preis der Broschüre ist 40 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gausmusik kam einzig und allein die Baute in Betracht. Sie rang sich zu so hoher Bedeutung durch, daß man für sie eine besondere Notenschrift (sog. Tabulaturschrift) anwandte.

Besonders hervorragende Virtuosen der Baute waren: Hans Judenkunig um 1600, Hoflautenspieler wurden Odjenkuhn, der 1674 verstarb, und in späterer Zeit Gottfried Kniller, gestorben 1723 in London. Mit der Entdeckung des Klaviers in seiner damaligen Form verschwand im 17. Jahrhundert alsdann die Baute immer mehr aus der Gausmusik und klingt uns heute selten nur aus dem Weiche des Vergessenen entgegen. R. G.

Die Temperaturverhältnisse des Erdkerns. Recht interessant sind die Ergebnisse, die die Untersuchungen in dem Bohrloch bei Czucho in Schlefien, das vom preußischen Bergwerksamt angelegt worden ist, gezeitigt haben. Dieses Bohrloch hat eine Tiefe von 2240 Meter und ist damit das tiefste der ganzen Erde. Es sollte lediglich wissenschaftlichen Zwecken dienen und in erster Linie Aufschluß über die Temperaturverhältnisse der tieferen Erdschichten geben. Die Versuche haben nun gezeigt, daß die Wärme auch in den größten bisher erreichbaren Tiefen beständig zunimmt, und zwar beträgt die Erreichung bei je 31 Meter 1 Grad Celsius. Dieses Resultat ist von hoher Bedeutung. Gerade in letzter Zeit nämlich mehren sich die Stimmen, die sich gegen die Lehre von der flüssigen oder gasförmigen Beschaffenheit des Erdinnern aussprechen, während bekanntlich die Mehrzahl der Forscher noch immer auf dem Standpunkt verharrt, daß unsere Erde eigentlich nichts darstellt als einen riesigen Feuerball, der nur an der Oberfläche erkalte ist. Diese letztere Anschauung stützt sich aber gerade auf die Tatsache, daß die Wärme in Bohr- löchern und Bergwerken nach dem Erdmittelpunkt zu ständig zunimmt.

Bekanntlich ändert sich auf der Oberfläche der Erde die Temperatur den Tageszeiten und der Stärke der Sonnenbestrahlung entsprechend fortgesetzt. Aber schon in einer Tiefe von 20 bis 30 Meter haben wir jahrein jahraus dieselbe Temperatur zu verzeichnen. So sind beispielsweise in den Kellern der Pariser Steinwarte, die sich 29 Meter unter der Erdoberfläche befinden, Thermometer aufgehängt, die seit dem Jahre 1873 unveränderlich 11,6 Grad Celsius anzeigen. Unterhalb dieser neutralen Zone jedoch nimmt die Wärme stetig zu. Sie erhöht sich beispielsweise in den Schächten des Erzgebirges bei je 42 Meter, in den Bergwerken bei Manchester bei je 33 Meter, und in den Gruben bei Newcastle bei je 33 Meter um 1 Grad. Man nennt diese Strecke, mit der eine Erhöhung der Wärme um je 1 Grad verbunden ist, die geothermische Tiefenstufe (abgeleitet von den griechischen Wörtern geo = Erde und thermos = Wärme). Die geothermische Tiefenstufe ist durchaus nicht überall gleich, wie schon aus den angeführten Beispielen ersichtlich ist. Ja die Schwankungen können recht bedeutend sein. So ist in den preußischen Bergwerken der höchste Betrag der Tiefenstufe zu 115 Meter, der niedrigste zu 16,5 Meter ermittelt worden, welche Beträge überhaupt ungefähr das Maximum und das Minimum der Tiefenstufe darstellen. Immer bleibt also die Tatsache bestehen, daß die Wärme nach dem Innern zunimmt, und aus zahlreichen Beobachtungen hat man als Mittel der geothermischen Tiefenstufe den Betrag von 34 Meter berechnet. Mit diesem Durchschnittswert lassen sich die Resultate der Bohrungen bei Czucho sehr gut in Einklang bringen. Jedenfalls zwingen auch sie uns der Annahme, daß sich die Zunahme der Temperatur nach der Tiefe zu noch weiter fortsetzt.

Für unsere Frauen.

Frauentonferenz in der Lausitz.

Am Sonntag tagte in Rottb. us eine Konferenz der organisatorisch tätigen Frauen der Wahlkreise Calau-Ludau, Sorau-Fors, Guben-Lübben, Schwiebus-Züllichau-Crossen und Cottbus-Spremberg. Genossin Ziech vom Parteivorstande referierte über das Thema „Wie gewinnen und schulen wir die Frau für den politischen Kampf?“ Die praktischen Vorschläge der Referentin betrafen das Arrangement der Versammlungen, die Aufnahme von Mitgliedern in den Versammlungen, die Ausübung der Hausagitation, die Beteiligung der Frauen an den Wahlarbeiten und die Schulungsabende. Ueberzeugend legte die Referentin dar, daß die Voragitation für Frauenversammlungen durch Inserate, Handzettel usw. nicht hinter der Agitation zurückstehen dürfe, wie sie für eine Volksversammlung betrieben werde. Der Massengesang eines Kampfliedes, der Freude und Begeisterung bei den Teilnehmern wecke, sollte in keiner Versammlung unterbleiben. Um die sozialdemokratische Frauenbewegung mehr als bisher zu fördern, bedürfe es der regsamsten Mitarbeit aller Genossen. Ueber den zweiten Verhandlungsgegenstand „Frauentag und rote Woche“ referierte Genossin Schmidt-Berlin.

In der Diskussion beklagten die Frauen hauptsächlich die Untätigkeit vieler Genossen, von denen manche es unterlassen,

trockneten Brotes und Tabakstörnchen auf dem Grunde seiner Tasche.

Schon kam der Abend und noch hat der Handwerksbursche nichts gegessen. Er schlug die breite Landstraße wieder ein, und während er mühsam vorwärts humpelte, revoltierte er:

„Und dennoch will ich nicht verhungern — mit zwanzig Mark in der Tasche!“

Nach und nach fing er an zu begreifen.

„Mein, mein Kopf sieht nicht aus, als hätte ich ein Zwanzigmarkstück in der Tasche... Gold in den Händen eines erbärmlichen Landstreichers — das ist verdächtig. Man fragt sich, wo ich es her habe. Vielleicht glaubt man gar, ich hätte es gestohlen... oder hätte in einem verschwiegenen Winkel des Waldes einem einsamen Wanderer von Garaus gemacht und ihn beraubt. Es gibt einem ja so ein drolliges Aussehen — der Hunger!“

Doch als er sich in solchen Selbstgesprächen einer Krümmung des Weges näherte, hörte er plötzlich jemand singen. Aber was war das? ...

Er horchte.

Die einönig auf- und absteigende Stimme ließ den beißenden Hohn der Worte so recht hervortreten:

„Ich bin ein Rump und kommt mein End,
Dann will als Rump ich sterben;
Mich soll, das ist mein Testament,
Auch nur ein Rump beerben:
Nur einer von dem Rumpenpad —
Und braucht's und will's der Fremde,
So laßt ihm auch mein Gemdel!“

Der spottlustige Sänger kam inzwischen um die Ecke — auch er war ein Bettelbruder. Auch er ging schleppenden Schrittes mit krummen Rücken. Auch er trug zerlumpte Kleider — ein alter Filzhut hing auf seinem Kopfe und sein wirrer Bart, ganz grau vom Staub der Landstraße, ließ das sonnverbrannte Gesicht nur noch auffällender erscheinen.

Die beiden Vagabunden blieben stehen, und da ja alle Brüder sind, die dulden und leiden, reichten sie sich die Hand.

„Bobin des Weges, Kollege?“ fragte der Alte mit dem Goldstück.

„Ginunter ins Dorf — ich will dort übernachten. Gehen wir zusammen?“

„Nein — ich walze in der Gegenrichtung. Und wenn ich dir einen guten Rat geben soll: mache kehrt! Festschneider empfängt man nicht gerade sehr wohlwollend in diesem gottverdammten Nest da... Ich komme von dort. Wirft kaum ein Eckchen in einer Scheune erwischen, wo du schlafen kannst!“

„Nah — mehr wie eins, für Geld...“

„Sogar für Geld nicht!“ Er wollte sagen: „eben weil du Geld hast“, doch er schwieg.

„Ueberall dieselbe Geschichte“, hob der andere wieder an. „Solange die Leute glauben, man wolle betteln, haben sie taube Ohren. Sobald man ihnen aber da hier zeigt...“

Und er ließ einige Kupfermünzen in der Hand springen und fing an zu lachen:

„Das ist nicht viel, nein — neunzehn Pfennige. Immerhin komme ich drei Tage damit aus.“

Während er so sprach, sagte sich der andere, der noch nichts gegessen hatte:

„Mit neunzehn Pfennigen ist der da reicher wie ich mit meinen zwanzig Mark. Er... er bekommt Brot und findet auch einen Strohwisch, um seinen Kopf anzurubeln...“

„Du... hör mal... gib mir etwas ab...“

„Doch sofort krampfte der andere die Hand mit den Pfennigen zusammen.“

„Verdammt... ich will nicht! Komme kaum zur Stadt damit! Und dann auch... und dann...“

„Du hast kein Brot?“

„Nein“, sagte der andere und schlug auf seinen leeren Bettelsack. „Auf Wiedersehen...“

Er tat einen Schritt vorwärts. Der Alte hielt ihn zurück.

„So sollst du mir nicht davonlaufen — mich hier verhungern lassen...“

„Habe ja selbst nichts!“

„Doch — hast Pfennige!... Laß einmal sehen... auf der Walze sind wir Brüder...“

„Ich kann nicht... sagte dir ja schon... findest Arbeit, unterwegs...“

Der Hunger aber, der entsetzliche Hunger — er zwickte den Leib des Vagabunden und verwirrte seinen Kopf wie eine seltsame Trunkenheit...

„So höre doch... Ich kaufe dir ab, deine Pfennige... Ja, ich kaufe sie... Bezahle gut — gebe dir zwanzig Mark!“

Der andere machte große Augen. Gastig aber fuhr er fort:

„Ja, zwanzig Mark! Habe sie heute gefunden! Heute morgen im Staub! Doch niemand will sie nehmen... Bin gar zu zerlumpt... Sieh her... Sind keine Kleider mehr, die ich trage... Sind Lumpen, Fetzen... Und dann der Hunger...! Laßt die Augen gierig glänzen...“

Gibt einem ein so vertiegenes Aussehen... die Leute werden bange. Du aber — du hast noch bessere Kleider. Mit deinem Regenmantel und deiner Kapuze siehst du aus wie ein Schäfer, der auf der Reise ist. Zwanzig Mark in deinen Händen, das ist nichts wunderliches. Und dann auch — hast du vielleicht noch nicht so viel gelitten wie ich... hast gegessen, vor kurzem... ich aber hungere schon seit zwei Tagen...“

Beschämt und mit verzerrtem Gesicht raunte er dem anderen die letzten Worte mit gedämpfter Stimme ins Ohr — so nahe, daß jener den Atem spürte.

„Du siehst, der Handel ist gut. Gast du Angst, es sei falsch? Sieh her! Höre wie's klingt! Da... nimm es doch! Gib mir deine Pfennige!“

Der andere aber wich zurück und wehrte das Goldstück ab.

„Ach was! Behalte dein Geld! Bist reicher wie ich!“

„Gast ja nicht verstanden... Kann es gar nicht los werden... sie wollen es nicht. Gib her!“

„Nein, nein... Auf Wiedersehen!“

Da suggerierte ihm der Hunger einen wahnsinnigen Gedanken — eine Wut, eine Eier, zu rauben und zu morden, ließ ihn mit den Zähnen knirschen und ballte seine Fäuste...

Und wie von Sinnen fuhr er dem andern an die Gurgel und rügte ihn:

„Der damit...! Gib sie her...!“

Der Fremde wehrte sich mit Händen und Füßen und suchte sich der gefährlichen Umarmung zu entwinden. Er streckte die Hände aus mit den gekrümmten Fingern... sein Mund weitete sich, einen Hilferuf verjüngend... die Augen quollen aus ihren Höhlen, sich grauig verdrehend — er stürzte hin und die Pfennige rollten auf den Boden...

Auf allen Vieren raffte der Mörder sie tastend zusammen, ohne sie auch nur zu zählen, und stürmte davon...

Erst als er die ersten Dächer des Dorfes erreichte, blieb er leuchtend stehen...

Erst jetzt bemerkte er, daß er das Goldstück zwischen den Zähnen hielt. In seinen Fingern in der Tasche aber brannten die Kupferstücke... Und das Gespenst seines Verbrechens stieg vor ihm auf, gigantisch, geisterhaft...

Er fürchtete sich. Doch der Hunger wütete qualvoll in seinen Eingeweiden. Er nahm das Goldstück und warf es hoch im Bogen in die Luft.

In den trockenen Blättern des Waldbodens raschelte es leise — wie beim Fallen eines dünnen Zweiges... Und mit großen Schritten eilte er ins Dorf:

„Für neunzehn Pfennig Brot!“

Die Wädersfrau nahm die Hälfte eines kleinen Brotes und reichte es ihm. Er bezahlte — die Verührung der Kupfermünzen, ganz rauh vom Straßenstaube, jagte ein Zittern durch seinen Körper...

Doch das Brot war so weich... und die Kruste so goldiggelb... gierig biß er hinein. Und vor Mattigkeit

tammelnd, schlich er zum Dorfe hinaus — „als ein Wörder, den der Born des Herrn schon treffen wird.“

Als ein Wörder...?

„O mein — als ein Opfer der „göttlichen Weltordnung“, so schuld- und fluch- und blutbeladen, für die das Wort „göttlich“ stets nur Schmach und Schande war...“

Und er wollte hinaus in die Nacht, so schwarz und schweigend...

Vor ihm in den Wolkenbänken des Westens flackerten lautlose Blige — die Totenkerzen des Vagabunden dort am Rande der Landstraße... Kein Laut störte das taufrische Schweigen... alles träumte... nur hin und wieder ein dürrer Ast, der mit leisem Knacken auf das gelbe Raub am Boden herabglitt — wie ein Goldstück, das langsam von Zweig zu Zweig hinabstürzt auf die Erde.

Ein ländliches Schuldyl.

Eine jüngst von dem Lehrer B. in Löwenen bei Pyromont gegen die Schulgemeinde dieses Ortes bis in die höchste Instanz mit Erfolg durchgeführte Klage zeigt den bornenvollen Leidensweg mancher Dorfschullehrer in hellstem Lichte. Der Lehrer war von 1902 bis 1910 in Löwenen angestellt; dann wurde er im Alter von erst vierzig Jahren wegen eines chronischen Nervenleidens in die Ruhestand versetzt. Lehrer B. behauptet nun, daß sein Leiden und demzufolge auch seine vorzeitige Pensionierung durch die gesundheitsgefährlichen Zustände des Schulhauses in Löwenen verursacht worden sei; er verlangte in seiner Klage Erstattung seiner Arzt- und Kurkosten, ferner eine jährliche Rente seit dem 1. Mai 1910 für die infolge seines Leidens künftig erforderlich werdenden Mehraufwendungen und endlich die Differenz zwischen dem Dienstlohn, das er ohne seine Pensionierung bis zum 66. Lebensjahre bezogen haben würde, und dem festgesetzten Ruhegehalt.

In seiner Klageschrift weist der Lehrer B. u. a. darauf hin, daß in der Schulstube, die noch nicht 100 Kubikmeter Luftraum habe, sich regelmäßig 80-90 Kinder aufgehalten hätten. Es fehle an jeglicher Ventilation, und die Luft sei daher oft so unträglich gewesen, daß die Kinder in Ohnmacht fielen und der Lehrer die Klasse verlassen mußte. Dazu war die Schulstube feucht, die Wände stets beschlagen, und die Schwellen des Fußbodens seien verfault gewesen, weil sich darunter eine Jauchepfütze gebildet habe.

Diese Angaben des Lehrers fanden ihre volle Bestätigung durch die vom Oberlandesgericht in Gelle ausgeführte Augenscheinnahme des Schulhauses und seiner Umgebung, worüber das Gericht in seiner Urteilsbegründung folgenden Situationsbild gibt:

Unmittelbar hinter dem Schulhause befindet sich ein Schweine- und ein Biegenstall, dessen Seitenwand mit der des Schulhauses in einer Richtung verläuft. An dieser Seitenwand, also unter den Fenstern der Schulstube vorbei, führt in geringer Entfernung von den Grundmauern der beiden Gebäude eine Rinne entlang. Die schadhafte Grundmauer des Schweine- und Biegenstalls läßt, wie sich nach Entfernung der einige Tage vor Augenscheinnahme auf Anordnung des Bürgermeisters (!) angeschütteten Erde herausstellte, Jauche durch. Auf dem Nachbargrundstück befindet sich, nur einige Meter entfernt, ein Wort mit zum Teil offener Senzgrube, daneben ein Düngerhaufen, bei dem ein Jauchetümpel steht, und endlich noch ein Schweinestall, dessen Wand ebenfalls Jauche durchläßt. Diese Jauche hat zwar einen Abfluß durch einen hinter dem Stallgebäude des Schulhauses entlang und weiter über dessen Hofplatz führende Rinne. Da aber der Garten an der Schulzimmerseite nach dem Schulhause abfällt und die Dächer der anstößenden Gebäude ohne Dachrinnen sind, so muß bei einigemmaßen heftigen Regenfällen die unter den Fenstern des Schulzimmers entlangführende Rinne beträchtliche Mengen mit Jauche aus den umliegenden Ställen und Düngerhaufen vermischten Wassers aufnehmen.

Das alte Lied! Unter den Augen der aufstehenden Behörden und trotz der wiederholten Vorstellungen des Lehrers bestehen jahrelang diese beschämenden Zustände. Über für Kulturaufgaben ist ja bekanntlich kein Geld vorhanden. Statt für einwandfreie Schulhäuser zu sorgen, werden lieber Milliarden für den kulturzerstörenden Militarismus geopfert.



Die Affäre von Fülbeck. Aus Rudapest wird der Frankf. A. G. geschrieben: Dieser Tage hat sich in der Gemeinde Fülbeck des Granader Komitats ein Vorfall ab-

gespielt, der die Ortsbehörden in große Aufregung versetzte. Der Kassier der Ortsgemeinde begab sich zur Anspazierung in die Gemeindefestung. Gerade stand er in der Nähe des prächtigen Gemeindefestungsbauwerks, als ihn der unwiderstehliche Drang zum Niesen befiel. Gleichzeitig mit dem so rasch als möglich hervorgeragene Schnupstuch kam jedoch auch der in derselben Tasche verwahte Schlüssel der Gemeindefestung zum Vorschein, fiel zwischen das dem Stier vorgelegte Heu und ehe der Kassier auch nur das geringste unternehmen konnte, war der Schlüssel dem Magen des Stieres im wahren Sinne des Wortes einverleibt. Dem Kassier brach der Angstschweiß aus, denn es gab nur den einen, kunstvoll gearbeiteten Schlüssel und in der Gemeinde herrschte helle Verwirrung. Wegen des Schlüssels konnte man den prächtigen teuren Stier nicht füttern, deshalb sann man auf ein anderes Mittel, um wieder in den Besitz des verlorenen Objektes zu gelangen. Man zog also die unabänderlichen und einfachen Wege der Natur in Betracht und postierte neben den Stier die Dorfweibchen als Ehrenwache mit dem Auftrag, über alle Funktionen des edlen Tieres genau zu machen. Seither sind mehrere Tage verstrichen, der Schlüssel ist jedoch, trotzdem dem Bullen auch eine ausgiebige Portion eines bekannten Bitterwassers verabreicht wurde, noch immer nicht zum Vorschein gekommen. Nun wurde im amtlichen Wege dem Oberstaatsanwalt über das Ereignis Bericht erstattet, damit dieser in der heiligen Angelegenheit entscheide. Der Oberstaatsanwalt, ein wahrer Salomo, hat nun die Anspazierung eines neuen Schlüssels angeordnet. Die Weibchen sehen jedoch trotz der Überwachung des Stiers fort.

Der himmlische Tarod. In den Schnurren des Rochus Wang, Babers, Meyners und Leidenbesghausers zu Fräutmanns-au, die bei H. Piper in München erschienen sind, erzählt Georg Queri dem Volksmund folgende Legende nach:

Der Herr Pfarrer und der Krautschneider und der Lützen Markt spielen ihren Tarod am Sonntag nachmittags beim Oberrn Wirt in Wittermanning.

Sagt der Lützen Markt: glaubt mir, Herr Hochwürden, das ist im Himmel nicht viel anders wie in Wittermanning. Da tun sie auch einmal das Maul aufsperrn zum Gähnen, im Himmel, und haben auch Zeitlang und meinen: ja, was könnt man jetzt anfangen vor lauter Langweil?

Und der heilige Sankt Paulus sagt: Alweil die Engelmanderl mit der Geigen und die Engelweiber mit den Gängl — Taroden war auch was und Kegelscheiben war auch was.

Der liebe Gott: mir ist's recht.

Der heilige Sankt Peter: Taroden war mir lieber; ich bin ein bißel müd und in der Früh um Viere sind noch ein Duzend arme Seelen kommen und waren lauter Weibete. Die dich-furieren halt viel.

Ja, einen Tarod, sagt der heilige Sankt Paulus. Seht also grad ein schöner Tarod zusammen, sagt der liebe Gott.

Das erst Solo hat der liebe Gott kriegt; hat Herz geheißen und hat nur fünf Trümpf gehabt.

Der heilige Sankt Petrus spielt gut und hat den lieben Gott trumpsam gemacht. Hat schon die Herzgä heimstehen müssen, der liebe Gott.

Der heilige Sankt Paulus sagt: das wirst halt auch deiner Rebttag nicht gewinnen! und spielt die Schellach aus.

Sieht der liebe Gott wieder mit der Herzgä.

Paß auf, Peter! wispert der heilige Sankt Paulus.

Und die zwei passen scharf auf wie die Haffelmacher.

Und wieder Schellach schreit der heilige Sankt Peter.

Gestochen! sagt der liebe Gott und haut den Brief mit der Herzgä zusammen.

Aber da schmeißt der heilige Sankt Peter die Karten auf den Tisch und schreit: lieber Gott, wann wir taroden, dann magst keine Wunder schon daheimlassen!

Schauts, Leutl, drum ist's im Himmel nicht anders, wie in Wittermanning, sagt der Lützen Markt; und der Krautschneider und ich passen auf wie der Peter und der Paulus. Da mußst schon das Bemogeln sein lassen, Herr Hochwürden.

Ein fast vergessenes Musikinstrument ist in der Gegenwart die Laute. Während ihre Verwandten, als welche man wohl Mandolinen und Gitarren bezeichnen darf, sich bis heute erhalten haben und auch ein Bestandteil der Gausmusik der ärmeren Volkschicht bilden, hat jene immer mehr und mehr dem Klavier weichen müssen. Wohl kommt die Laute noch hier und da zu Ehren, wo konzertierende Künstler sie zur Begleitung des Gesanges verwenden; aber die Tage ihrer allgemeinen Anwendbarkeit sind vorüber. Schon den alten Ägyptern war dieses Instrument bekannt und wurde bald das Lieblingsinstrument der Araber. Späterhin bürgerte sich die Laute auch in Südeuropa ein und verbreitete sich schnell in allen Kulturländern unseres Erdteils. Obgleich man zum Ausgang des Mittelalters schon eine ganze Anzahl Musikinstrumente verwendete, wie Querflöte, Schnabelflöte, Krummhorn, Fiedel, Dubelack u. a., so fanden sie doch sämtlich keine allgemeine Bedeutung. Für die